

Evangelisch-methodistische Kirche
Bezirk Annaberg-Buchholz
Sonntag, 07. August 2011 (7. Stg. n. Trinitatis)
Predigtwort: Johannes 6,30-35
„... Brot, von dem ich lebe...“



„Da sprachen sie zu ihm: Was tust du für ein Zeichen, damit wir sehen und dir glauben? Was für ein Werk tust du? Unsre Väter haben in der Wüste das Manna gegessen, wie geschrieben steht (Psalm 79,24): ‚Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen.‘ Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel. Denn Gottes Brot ist das, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben. Da sprachen sie zu ihm: Herr, gib uns allezeit solches Brot. Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten“ (Luthertext 1984).

Stimmen

„In dem Ausdruck *das vom Himmel kommt* ist zweierlei zu bemerken: erstens, dass wir in Christus das göttliche Leben haben, weil er von Gott gekommen ist, um für uns zum Geber des göttlichen Wesens zu werden; sodann, dass uns das himmlische Leben so nahe ist, dass wir nicht über die Wolken fliegen und das Meer durchqueren müssen. Denn deshalb stieg Christus zu uns herab, weil niemand in den Himmel hinaufsteigen konnte“ (Johannes Calvin, Johannesevangelium, 159).

„Himmelsbrot möchten wir wohl haben, aber anders, als er es ihnen gibt, nicht so, dass sie es in ihm haben und dadurch empfangen, dass sie sich im Glauben unter ihn stellen“ (Adolf Schlatter, Erläuterungen, Bd . 3, 113).

„Sie hoffen auf fortgesetzte Versorgung (wie die samaritanische Frau hoffte, sie müsste nicht länger zum Brunnen kommen; wie Petrus wünschte, dass ihm Hände und Haupt ebenso wie die Füße gewaschen würden 4,19. Aber dies ist nicht notwendig; was Jesus für die Menschen tut, tut er ein für allemal“ (Charles K. Barrett, Das Evangelium nach Johannes, 302).

„Auch dies verstehen die Gesprächspartner auf der Ebene menschlichen Tuns – und missverstehen ihn nochmals und noch tiefer. Was er ihnen zumutet: ‚Gottes Werk‘, soll er zuerst selbst tun, damit sie dann an ihn glauben können. Er soll ein Zeichen tun, das ihn als den ausweist, an den sie glauben sollen. Die Väter der Exodus-Generation haben doch von Gott ein solches ‚Zeichen vom Himmel‘ bekommen, wie die Schrift bezeugt: ‚Brot vom Himmel gab er ihnen zu essen‘. Entsprechendes haben sie zwar von Jesus am Vortag erlebt. Aber er soll dieses Zeichen nicht nur dieses eine Mal tun, sondern jetzt nochmals und jeden Tag neu, wie Gott es den Vätern in der Wüste gegeben hat: ‚Brot vom Himmel!‘ Hat Gott damals durch dieses Zeichen Mose als Propheten legitimiert, so soll es jetzt auch Jesus tun“ (Ulrich Wilckens, NTD 4, 101).

„Es verheißt die im Glauben gegenwärtige Überwindung der Todesverfallenheit des Menschen. Weil Jesus sich als Lebensbrot den Glaubenden schenkt, verliert der Tod seine Macht“ (Udo Schnelle, ThHK 4, 123f.).

„Er gibt nur die eine Gabe des Lebens, und er kann sie geben, weil in ihm das Gottesleben in ursprünglicher und unerschöpflicher Fülle anwesend ... ist“ (Rudolf Schnackenburg, Johannevangelium II, 69f.).

Liebe Schwestern und Brüder,

es geht in Kirche und Gemeinde um viele Fragen. Was sollen wir tun? Wie können wir unseren Beitrag für den Frieden in der Welt leisten? Wie wachsen Gemeinden wieder? Welche besonderen Gottesdienstangebote können wir machen? Ist der Gottesdienst einladend? Hat die Gemeinde eine Zukunft? Wo geben wir unsere Spende für die Hungernden am Horn von Afrika ab? Ja, und jeder von uns kommt dann noch mit seinen ganz speziellen Gedanken, Erwartungen, Hoffnungen und auch Sorgen in die Kirche. Ich denke da besonders an die gottesdienstlichen Versammlungen. Inwieweit setzen wir all diese Fragen in Beziehung zu Jesus Christus, unserem Herrn? Was erwarten wir von ihm, den wir eins wissen mit dem Vater und dem Heiligen Geist? Dass wir im Alltag geholfen bekommen? – sicher. Dass er uns behütet und beschützt – gewiss? Dass wir einmal im Frieden sterben?- auch das. Dass Jesus bald kommen möge? - weniger.

Von den Juden, die mit Jesus im Gespräch, sind werden auch Erwartungen an ihn gerichtet. Besonders, nachdem er mit der Speisung Tausender ein Zeichen gesetzt hatte, das bei den Menschen große Erwartungen in Bezug auf seine Person weckte. Man wartete ja in Israel auf eine Wende. In den Zeiten römischer Fremdherrschaft sehnte man sich nach Freiheit. Freiheit vom römischen Joch und die Wiederaufrichtung der Herrschaft eines Königs aus dem Hause David. Das war die Sehnsucht aller Frommen und auch der weniger Frommen. Die Zeloten gehörten zu letzteren und waren jederzeit bereit, bei sich bietender Gelegenheit das „Messer“ zu zücken, das sie im Gewand versteckt hielten. Es floss viel Blut und auch die Zeit, in welcher Jesus lebte, war alles andere als ruhig. Die „Ruhe“, für die die römischen Besatzer mit ihren Helfern sorgten, war die Ruhe vor dem Sturm, der um 70 und dann 135 seine volle Stärke erreichte, Jerusalem und dann das Land Judäa-Israel verwüstete. Die Römer nannten es fortan Palästina. Wir wollen als Christen aber den ursprünglichen Namen gebrauchen. Wir sind ja auch nicht erbaut, wenn uns Leute nicht mit dem Namen ansprechen, den wir von unseren Vorfahren ererbt und den Eltern bekommen haben. Als Jesus kam, erlebten Menschen, dass er sie achtete, ihnen durch sein Wort Freiheit von Schuld und Sünde schenkte, Krankheiten und Gebrechen heilte und auch ihren ganz konkreten Hunger stillte, den Hunger, den der Magen meldet und sagt, dass der Mensch, weil er ein Mensch ist, zu essen braucht, sogar, der, der nicht arbeitet (das nur nebenbei). Gerade die einfachen Menschen litten neben dem Joch, das ihnen die Römer auferlegten und ihre Vasallen im Land, noch zusätzlichen Druck von den religiösen Häuptern in Israel, die mit ihren Gesetzen und Vorschriften Lasten dazu aufhäuferten und sich vor die „Tür zum Reich Gottes“ (zur Gegenwart und Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott Israels versperrten, die Tür, die Jesus Christus heißt) stellten, selber draußen stehen blieben und versuchten dazu die, die durch die Tür gehen wollten, daran zu hindern. Dass Jesus, wir bedenken, worum es dabei ging, nämlich um die Gemeinschaft, das Leben mit Gott, Gericht ankündigte sagte, ist eben darin begründet: *„Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen! Ihr geht nicht hinein, und die hinein wollen, lasst ihr nicht hineingehen“* (Mt 23,13).

Was erwarteten denn nun Menschen von Jesus, und zwar die, die ihn aufsuchten, die sahen, in welcher Vollmacht er wirkte und handelte? Sie erhofften von ihm (Lk 24,21) dass er diese Hoffnungen realisiere: Also die Befreiung von den Römern, eigene Staatlichkeit und die Lösung der Versorgungsfragen, sprich Brot. Dabei erinnerte man sich, und das war in der Überlieferung verankert und durch die Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben, einen

Retter wie Mose, der dem Volk in der Wüste das Brot vom Himmel (Psalm 79,24) zu essen gab. Hatte Gott, der Herr, nun damals durch diese Gabe des Himmelsbrotes Mose als Propheten legitimiert, so sollte nun auch Jesus wie Mose wirken*: „*Gib uns allezeit solches Brot*“, lautete darum ihre Forderung. Nicht mehr und nicht weniger erwartete man von Jesus. Jesus aber hatte schon vorher gesagt, und damit auch das Verständnis für sein Wirken und seinen Dienst unterstrichen, dass das Brot in der Wüste Gottes Gabe war und „*mein Vater gibt (Präsens!) euch das Brot vom Himmels, das wahrhaftige*“ (6,32b). Und weiter: „*Denn Gottes Brot ist das, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben*“ (6,34).

Mit dem Hinweis auf das Brot, das Israel in der Wüste speiste und der Speisung der 5 000, von der Johannes berichtet, wird zunächst deutlich, dass es Jesus nicht gleichgültig war, wie es die Menschen dran sind und er darum ihren leiblichen Hunger nicht übergeht. Er weist seine Jünger darauf hin, dass sie hier nicht vorzeitig resignieren, sondern das bereit stellen, was sie haben. Er ordnete an, was „organisatorisch“ in dieser Situation erforderlich war. Gottes Segen macht dann, dass es für alle reicht. Seither wissen Christen, dass der Hunger in der Welt ihnen nicht gleichgültig sein kann. Brot für die Welt ist gefragt.

Aber dabei kann es nicht bleiben. Jesus hat noch mehr bereit. Das Brot, das er gibt, das er nach seinem Wort selber ist, stillt noch einen ganz anderen Hunger, als den des Leibes und ist doch auch Brot für den Leib, ja selbst Leib, neuer Leib, ewiges Leben. Wo Jesus das Brot reicht, wo wir es wirklich aus seiner Hand empfangen, unser Leben, und für diese Gabe dankbar sind und ihn ehren, da wird der Hunger- und Lebensdurst gestillt. Wie das zu verstehen ist, wenn ich es einmal so banal sagen darf, möchte ich zunächst an dem Leben deutlich machen, dass letztlich keine Erfüllung kennt. Letztlich sage ich deswegen, weil es nach dem, was wir uns versprechen, zunächst gar nicht danach aussieht, sondern lockt lockt, oft mit dem Wort „neu“ und so in seinen Bann zieht.

Ich beziehe mich dabei auf Untersuchungen, die sich durchaus mit den Erfahrungen decken, die ich bei Mitmenschen wahrnehme und die ich auch kenne, aber bei denen ich als Christ nicht stehen bleiben muss (ich komme noch darauf zu sprechen). Wie fühlen sich Menschen, z. B. nach einem großen Lottogewinn? Ob sie das für die restlichen Jahre ihres Lebens glücklich macht? Rolf Dobelli, F.A.Z. vom 25.07.11, auf dessen Auskünfte ich mich hier beziehe, zitiert den Harvard-Psychologen Dan Gilbert und schreibt: „Dan Gilbert hat Lottogewinner untersucht und festgestellt, dass der happiness-Effekt noch durchschnittlich drei Monaten verpufft. Drei Monate nach der großen Banküberweisung werden Sie so glücklich oder unglücklich sein wie zuvor.“

Als weiteres Beispiel nennt er einen Bankdirektor, der es sich auf Grund seines Verdienstes leisten kann, seinen Wohnsitz von der Stadt aufs Land zu verlegen. Eine tolle Villa, sein Traum geht in Erfüllung. Er ist glücklich. Aber das Gefühl dauert nicht an. Nach wenigen Wochen war er unglücklicher als vorher und bekennt: „Ich komme von der Arbeit nach Hause, stoße die Tür auf und bemerke gar nicht mehr, was für ein Haus das ist. Meine Gefühle unterscheiden sich in nichts von jenen, die ich als Student beim Betreten meiner Einzimmerwohnung hatte.“ Wer die „Buddenbrooks“ von Thomas Mann gelesen hat, denkt an dieser Stelle sich an das neue Haus, das sich Thomas erbauen ließ und den Anfang des Abstieges markiert.

Es gibt viele Beispiele für die genannte Erfahrung, die alle unser Leben bereithält. Sie lehren uns, dass wir das Leben nicht in der Hand haben. Denn es kommen noch die anderen, die von vorn herein bedrohlichen Erfahrungen hinzu, wie Unfälle, Verluste, Scheitern. Dobelli: „Wenn eine Liebe in die Brüche geht, bricht die Welt zusammen. Die gepeinigten sind zutiefst überzeugt, nie mehr auch nur einen Hauch von Glückseligkeit zu verspüren – doch nach durchschnittlich drei Monaten lachen sie wieder.“ Man lebt ja doch noch der Devise: Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Ist das nun das Leben? Die einen im

Wohlstand, die anderen in Not. Ist das alles und unser Schicksal eben? Etliche Menschen sagen: Ja. Hierzulande sind es sogar nicht wenige, wohl die Mehrheit.

Religiöse Leute aber geben sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. Daran ändert auch der Atheismus nichts. Wer sich nur einigermaßen umgehört und umgeschaut weiß, dass er eine Randerscheinung ist und bleibt, wenn wir, wie gesagt, über unseren Tellerrand hinausblicken. Die Fragen, woher wir kommen, wer wir sind und die, wohin wir gehen lassen sich nicht unterdrücken. Sie gehören zum Menschen. Sie sind uns in die Wiege gelegt. Auch wenn Michel Friedmann jetzt in einem Gespräch mit „chrismon“ (08.2011) auf die Frage: „An welchen Gott glauben sie“ antwortet: „An keinen. Meine Mutter war nach dem Holocaust keine gläubige Frau mehr, ich erlebte keinen religiösen Alltag, ich habe an Gott nie geglaubt. Ich wäre auch nicht gern gläubig, das würde mich einengen. Ich möchte nicht nach Geboten und Verboten leben, die irgendwelche Menschen aufgeschrieben haben. Andere Menschen mögen das tun, wie sie wollen, das bewerte ich nicht. Ich aber kann das nicht. Ich kann nicht gehorchen“, ändert sich daran nichts, klingt nur ziemlich resignierend. So empfinde ich jedenfalls seine Auskunft. Von Sehnsucht nach Leben ist da wenig zu spüren, im Gespräch überhaupt. Mögen ihm in unserem Land viele zustimmen, dass die meisten Menschen in der Welt anders denken, zeigen die Religionen. Aber auch diese vermögen uns nicht das Brot des Lebens zu geben. Darum können wir den christlichen Glauben und unser Bekenntnis zu dem Dreieinen Gott letztlich nicht als „Religion“ sehen oder ihn gar selber dort verorten. Damit distanzieren wir uns nicht von Menschen, von den Religiösen genauso wenig wie von denen, die mit Michel Friedmanns Meinung übereinstimmen. Aber wir halten am Bekenntnis der Hoffnung fest. Warum?

Weil wir von Jesus Christus das Leben empfangen haben. Er ist gekommen, damit wir das Leben, und zwar ein erfülltes Leben erfahren. (Joh 10,10). Er hat uns sein Wort verkünden lassen. Wir haben es gehört und glauben ihm. In Jesus Christus ist uns die Gemeinschaft mit dem Vater geschenkt und im Heiligen Geist schon hier und heute unser Leben. Das macht es reich und froh. John Wesley redete von „holiness and happiness“, Heiligung und Glückseligkeit zeichnen das Leben eines Christen. Aus der Gemeinschaft mit Gott, der uns ansieht und annimmt fließt der Friede Gottes in unser Leben, jene Glückseligkeit, die in der Gewissheit, dass Gott uns liebt und zu seinen Kindern gemacht hat, uns die Freiheit der Kinder Gottes schenkt, die noch einmal vor aller Kreatur offenbar werden wird, gründet und ihr Beständigkeit verleiht. **„Denn Gottes Brot ist das, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben.“**

Das Leben, das Brot, das Jesus uns in der Zeit gibt, ist kein anderes als das für die Ewigkeit. Wie soll ich mich ausdrücken? Wie kann ich bezeugen, was ich erfahren habe aufgrund des Wortes Gottes? Mein Leben, das des kleinen und übergewichtigen Menschen Thomas R. ist eingehüllt, geborgen aber auch verborgen im Leben unseres Herrn Jesus Christus. Da gab und gibt es Momente großen Glücks und ebenso Erfahrungen mit Enttäuschungen, da gab und gibt es Gelingen und auch Misslingen, da gibt es Freude und auch Leid, Erfüllung und Sehnsucht, Zuversicht und Ängste, Gelassenheit und Unruhe. Alles das erfahre ich ebenso wie ihr. Ich werde mich da nicht täuschen. Es berührt den Bereich von Familie genauso wie den von Gemeinde. Wie es Rolf Dobelli beschrieben hat, kenne ich ebenso Begeisterung und Gewöhnung. Und doch ist etwas ganz anders. Denn ich darf im Glauben an unseren Herrn Jesus Christus leben. Da darf ich mich demütig zu Paulus stellen und bekennen: *„Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben“* (Gal 2,20). Liebe Brüder und Schwestern, das ist unser Leben. Wir können das zum Glück sagen, o Glück der Gnade singen wir deshalb.

Alles ordnet sich dem Glauben zu: die Hoffnung, die Liebe und die Liebe durchdringt Glauben und Hoffnung. So erfahren wir uns als geliebte Menschen, als Geschwister, von Gott geliebt. Das ist uns geschenkt. Das ist nicht unser Verdienst und auch nicht unser Erbe von unseren Eltern her, wohl aber von Christus Jesus. Wir haben allen Grund, Gott dafür zu loben, ihm zu danken und ihn zu preisen. Ist es da Amt, das wir versehen? Fröhlich versehen? Auf diese Frage hin wieder ein Blick in die Schrift.

Von einer gewissen Zeit an, in unserem Kapitel wir es berichtet, wandten sich viele seiner Jünger von Jesus ab und gingen nicht mehr mit ihm. *„Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt ihr auch weggehen? Da antwortete ihm Simon Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“* (Joh 6, 67-69). Lassen wir uns ruhig noch einmal fragen: Ist das auch unser, mein und dein Bekenntnis? Ja, was wollten wir denn anderes sagen. Es gibt dem nichts hinzuzufügen, außer, es im Vertrauen zu leben. Darum hören wir Gottes Wort und versammeln uns als Gemeinde um Jesus, unseren Herrn. Und immer, wenn wir vom Herrn an seinen Tisch geladen sind, und er lädt uns jeden Sonntag ein, schmecken und sehen wir, wie freundlich er ist. Ja, wir sollten seiner Einladung folgen und uns nicht „in Abstinenz üben“. Wir brauchen das Brot um zu leben. Niemand anders als Jesus kann es uns geben, denn es ist das Brot vom Himmel. Es ist das ewige Leben, das uns hier schon geschenkt ist und nie mehr aufhört, sondern ans Ziel führt, dorthin, wo wir Jesus von Angesicht zu Angesicht sehen werden. Wenn er uns dann ansieht, dann werden wir ihm gleichgestaltet sein.

Das bilden wir uns nicht ein. Das ist das Zeugnis des Heiligen Geistes, in unserem Herzen und in unserem Verstand und so denken und leben wir.

Wir bekennen es auch und geben das Zeugnis weiter ? Warum? Zur Ehre Gottes, weil Jesus uns diesen Auftrag gegeben hat und weil Menschen, für die Jesus gestorben und auferstanden ist, die Liebe Gottes erfahren können. Allen Menschen gilt diese Liebe, denn für alle hat Jesus sein Leben gegeben. Paul Claudel beschreibt, wie er diese Liebe erfahren hat, als er als achtzehnjähriger Agnostiker aus Neugier einen Weihnachtsgottesdienst in Notre-Dame besuchte: „In einem Nu wurde mein Herz ergriffen, ich glaubte. Ich glaubte mit einer so mächtigen inneren Zustimmung, mein ganzes Sein wurde geradezu gewaltsam emporgerissen, ich glaubte mit einer so starken Überzeugung, mit och unbeschreiblicher Gewissheit, dass keinerlei Platz auch nur für den leisesten Zweifel offen blieb ... Es ist wahr! Gott existiert, er ist da. Er ist jemand, es ist ein ebenso persönliches Wesen wie ich! Er liebt mich, er ruft mich“ ******(Walter Klaiber, Ruf und Antwort, 215).

Möge der Herr dieses Wunder immer wieder schenken und lasse sich, wer seinen Ruf vernommen hat bewegen, anderen da Zeugnis von Jesus weiterzusagen. Es geht schließlich um die Annahme des Lebens, des ewigen Lebens. Wie wollten wir da schweigen oder es gar verschweigen. Nein. Gott lässt durch uns bitten. Lasst Euch mit Gott versöhnen, also lebt.

Amen.

04.08.11/TR
(Es gilt das gesprochene Wort)

* „Ex 16 ist die Grundstelle: ‚Siehe, ich will euch Brot aus dem Himmel regnen lassen‘ (16,4). ‚Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat‘ (16,15). In Psalm 78,24f. wird dies so wiedergegeben:

Gott ‚ließ Manna auf sie regnen zur Speise und gab ihnen Himmelsbrot. Brot der Engel gab er ihnen allen, er sandte ihnen Speise die Fülle.‘ In Neh 9,15 sind ‚Brot vom Himmel‘ und ‚Wasser aus dem Felsen‘ (vgl. Ex 17,1-7) miteinander verbunden. In Palm 105,40 heißt es: ‚Er sättigte sie mit Himmelsbrot; entsprechend Weish 16,20. Daran schließt sich eine breite, vielfältige jüdische Auslegungstradition an. In diesem Rettungswunder der Wüstenzeit wird später vielfach zugleich ein Vor-Schein der Heilsfülle des Lebens der zukünftigen Endzeit gesehen, die die Gabe des Manna an Heilsqualität unendlich übertreffen wird. Entsprechend wird Mose, dem Vermittler der Gabe des Manna, der endzeitliche Heilmittler (im Sinne von Dtn 18,15) gegenüber gestellt. An dieser jüdischen Auslegungs- und Wirkungsgeschichte von Ex 16 hat Joh 6 in vielfacher Weise teil. ‚Brot aus dem Himmel‘ (V. 31) stammt aus Ex 16,4 ‚gab er ihnen zu essen‘ aus Ex 16, 15 und Ps 78,24f. Die Kombination von Brot und Wasser in Neh 9,15 klingt in Joh 6,35 an; das Stichwort ‚satt-werden‘ (Joh 6,27.55) an Ps 78,24 und Weish 16,20. Vor allem aber steht hinter der Deutung Jesu in Joh ‚32f. jene Tradition endzeitlicher Überhöhung des Mannawunders“ (Ulrich Wilckens, aa0 101).

** Weitere Zeugnisse von Menschen, die den Ruf Jesu hörten und ihm folgten:

Manfred Hausmann: Wie vom Blitz getroffen

Das geistlich-theologische Phänomen der Bekehrung ist so facettenreich, wie Menschen verschiedene Temperamente und Lebenserfahrungen haben. Der Kunsthistoriker und Schriftsteller Manfred Hausmann (1898-1986) erinnert sich, wie er 1921 als 22jähriger Student seinen Eltern zuliebe in Göttingen den Gottesdienst der evangelisch-reformierten Gemeinde besuchte: "Ich kam aus München, wo ich germanistischen, kunstgeschichtlichen und philosophischen Studien obliegen sollte, in Wirklichkeit aber einer mehr oder weniger fragwürdigen politischen Tätigkeit nachging. Das Studium betrieb ich nur beiläufig, und mein wirres, darum um so leidenschaftlicher politisches Freibeutertum als Hauptfach. Ich marschierte in jedem Demonstrationzug hinter der roten Fahne her, sang aus hingebungsvollem Herzen das 'Bruder, zur Sonne, zur Freiheit, Brüder, zum Lichte empor' ...

Aus dieser gärenden und widerspruchsvollen Welt kam ich also, als ich am Sonntag die Kirche betrat ... Statt des mir vertrauten Gemeindepfarrers hielt ein anderer den Gottesdienst, ein Fremder, der den Predigttext auf eine so ungewohnte Weise anging, dass ich sofort, ob ich wollte oder nicht, gepackt war. Das Gepacktsein steigerte sich im Verlauf dieses Gottesdienstes zu einem Aufgewühltsein, einem Um- und Umgekehrtsein, zu einer Erschütterung, die bis in die tiefsten Tiefen meines Wesens drang

Ich verliess die Kirche als einer, der nicht wusste, wo er bleiben sollte. Der Blitz war nicht neben mir niedergefahren, sondern mitten in mich hinein. Hier war die Revolution, von der ich die ganze Zeit über etwas geahnt hatte, dunkel nur und unklar, aber doch unabweisbar, die Revolution, die nicht die Dinge, sondern erst einmal den Menschen veränderte. Denn hier war vermittels dieses merkwürdigen Pfarrers einer am Werke, von dem ich mir bislang eine grundfalsche Vorstellung gemacht, dessen Existenz ich bezweifelte, mit dem ich mich nicht weiter eingelassen hatte. Aber jetzt hatte Er sich mit mir eingelassen. Jetzt wurde alles anders. Von meinem Vater erfuhr ich, dass der Fremde Karl Barth hiess, aus Basel stammte, Professor der Theologie war und hin und wieder in unserer Kirche predigte."

C. S. Lewis: Schachmatt

C. S. Lewis

Der Oxforder Professor für mittelalterliche Literatur Clive Staples Lewis (1898-1963) ist als Fantasy-Autor, klug beobachtender Essayist und Prosaschriftsteller durch Millionenaufgaben international bekannt. Er hat als C. S. Lewis mehr Menschen von der Vernünftigkeit des christlichen Glaubens überzeugt als alle Theologischen Fakultäten - so wird es jedenfalls immer wieder geschrieben.

Jahrzehnte seines Lebens war der in Belfast geborene Lewis Atheist, der in einem langen Weg von der Philosophie zum christlichen Glauben fand. Im Sommer 1922 wurde er durch die Begegnungen mit einem Kommilitonen und einem Buch des spritzigen Romanciers und Schöpfers der Father-Brown-Geschichten, Gilbert Keith Chesterton, zu einer verblüffenden Entdeckungsreise animiert: "Er hiess

Nevill Coghill. Zu meinem Entsetzen entdeckte ich bald, dass er, der bei weitem Intelligenteste in der Klasse, Christ war und durch und durch ein Offenbarungsgläubiger

Dann las ich Chestertons 'Everlasting Man' und sah zum erstenmal die christliche Darstellung der Geschichte in einer Form, die mir vernünftig zu sein schien. ... Ich hatte (das Buch) noch nicht lange ausgelesen, als mir viel Beunruhigenderes geschah. Anfang 1926 sass der hartgesottenste Atheist, den ich je gekannt hatte, in meinem Zimmer und bemerkte, dass der Beweis für die Historizität der Evangelien wirklich überraschend triftig sei ... Das seltsame war, ehe Gott in mich eindrang, wurde mir tatsächlich geboten, was jetzt wie ein Augenblick freier Wahl erscheint ... Ich konnte die Tür öffnen oder sie geschlossen lassen ... Obwohl ich wusste, dass die Tür zu öffnen ... das Unberechenbare bedeutete. Keine Wünsche oder Ängste trieben mich. Ja, eigentlich trieb mich nichts. Ich wählte, aber das Gegenteil zu tun schien gar nicht möglich zu sein ..."

Alfred Döblin: Ich blickte nach dem Kruzifix

Alfred Döblin

Unbestritten gilt Alfred Döblin (1878-1957) als einer der wichtigsten Romanautoren der klassischen Moderne. Er hat nicht nur das Bild des literarischen Expressionismus, sondern zugleich die Romangattung des 20. Jahrhunderts entscheidend mitgeprägt. Er stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie, war Facharzt für Nervenkrankheiten in Berlin, zeitweise politisch in der USPD, der linken Abspaltung der SPD, tätig und bereits 1926 Mitglied der Preussischen Akademie der Schönen Künste. In dem verfilmten Grosstadtroman "Berlin Alexanderplatz" (1929) aus dem zwielichtigen Milieu der Proleten und Verbrecher lässt Döblin uns vorweg einen Blick in den Warteraum des Glaubens tun, indem er uns an der fortschreitenden Wandlung des Ganoven Franz Biberkopf zu einem "neuen Menschen" teilhaben lässt. "Berlin Alexanderplatz" gibt die Geschichte einer Umkehr wieder, die sich nicht in der Klosterzelle, im stillen Kämmerlein, ereignet, sondern unter Zuhältern, Verbrechern, Dirnen, lichtscheuem Gesindel - also unter Sündern. Es ist keine Rede von Frömmigkeit, Gott, Kirche. Biberkopf fasst wieder Fuss, nachdem er alle möglichen Höllen durchmessen hat, er ist nicht mehr der 'alte'. Im Zuchthaus, in der geistigen Umnachtung ist Biberkopf gestorben und wieder erstanden, er wird anders leben als bisher.

Bereits 1933 emigrierte Döblin nach Paris, wo er im französischen Informationsministerium tätig war. Seine Autobiografie "Schicksalsreise" ist nur vordergründig ein Bericht über eine qual- und gefährvolle Flucht mit seiner Frau und dem jüngsten Sohn aus Nazideutschland über Frankreich, Spanien und Portugal nach Amerika: "Es war keine Reise von einem Ort zum anderen, sondern eine Reise zwischen Himmel und Hölle."

Der körperlich und seelisch Geschundene nutzt Gelegenheiten, als Ruheort in der Kathedrale seiner südfranzösischen Fluchtstation Mende zu verweilen, um sein Leben zu reflektieren und die ungewisse Zukunft zu bedenken. Es ist der 25. Juni 1940 und Döblin bereits 62 Jahre alt. "Ich sitze in Sichtweite des Kruzifixes. Wenn ich die Augen schliesse, fühle ich das Kruzifix oben rechts als eine strahlende Wärme. Und da hängt die schmerzugewundene Menschengestalt. Wer ist Jesus? Eine geschichtliche Figur? Lässt es sich denken, der ewige Urgrund nähme sich, gewissermassen ausser der Reihe, noch besonders der Menschen an und rede in seine eigene Schöpfung hinein? Es liesse sich argumentieren: Entweder ist er Gott, hat die Welt geschaffen und sie vollkommen herausgestellt, und so steht sie nun da - oder sie steht nicht so da, und dann ist er nicht Gott. Jesus auffassen als einen geschichtlichen Gott, einen Zusatzgott? Die Figur eines historischen Jesus, der ein palästinensischer Mensch wie Tausende seines Volkes war, bedeutet nicht viel. Wenn ich mich frage: 'Warum blicke ich auf ihn', so lautet die Antwort: Weil ich hören will: Er ist Gott. Es kommt nicht auf menschlichen Zuspruch an, sondern auf die Feststellung eines Tatbestandes ... 'Jesus' sagt: Wir sind unterwegs, und er gibt das Licht der freien Durchfahrt. Es ist unmöglich, den 'Ewigen Urgrund' zu empfinden. Es muss, damit es ganz an uns herankommt, das Wort 'Jesus' hinzutreten."

Um den 65. Geburtstag Döblins zu feiern, trifft sich am 14. August 1943 in der Nähe von Los Angeles ein Kreis intellektueller Prominenz aus dem deutschen Exil. Bert Brecht und Helene Weigel, Fritz Kortner,

Heinrich und Thomas Mann, Hanns Eisler, Arnold Schönberg. Der Jude Döblin, der sich schon am 30. November 1941 in einer katholischen Kirche taufen lassen und seine spirituelle Erfahrung noch nicht öffentlich kundgetan hatte, nutzte die Gelegenheit. Seine Rede ist nicht überliefert, wohl aber ihre Wirkung: Brecht äussert sich in seinem "Arbeitsjournal": "Und am Schluss hielt Döblin eine Rede gegen moralischen Relativismus und für feste Massstäbe religiöser Art, womit er die irreligiösen Gefühle der meisten Feiernden verletzte." Brecht beschrieb seine Abscheu über die fromme Wende seines Kollegen in dem hämischen Gedicht "Peinlicher Vorfall".

Tatjana Goritschewa: Von Yoga zu Jesus

Tatjana Goritschewa

Tatjana Goritschewa, 1947 in Leningrad geboren, studierte Philosophie und Radiotechnik. Mit 26 wurde sie, in der sowjetischen Eiszeit, Christin, gründete mit Leningrader Frauen die erste nichtkommunistische Frauenbewegung in der Sowjetunion, organisierte religiöse Seminare und veröffentlichte im Untergrund zwei Zeitschriften. Nach vielen Verhören und Verhaftungen wurde sie 1980 ausgewiesen. Goritschewa lebt heute in Paris und St. Petersburg als Schriftstellerin und begehrte Rednerin. Sie hatte eine glänzende Karriere vor sich und wäre doch an der eigenen Lebenslüge fast zerbrochen. Die kommunistische Jugendführerin und Philosophiedozentin flüchtet in ein ausschweifendes Leben, begeistert sich für westliche und östliche Philosophien, befasst sich mit Yoga, bis sie, in einer Meditation des Vaterunsers den Glauben findet, der ihr Leben verändert: "Wenn ich gefragt werde, was mir die Hinkehr zu Gott bedeutet, was mir durch diese Bekehrung erschlossen wurde und wie sich mein Leben verändert hat, kann ich ganz einfach und kurz darauf antworten: alles. Alles hat sich in mir und um mich verändert. Um es noch genauer zu sagen: Erst als ich Gott gefunden hatte, fing mein Leben an." - Eine Erfahrung, die vielen modernen Literaten zu wünschen wäre.

Autor dieser Zeugnisse: Hans Steinacker